

erschreckt hatten. Und klar und deutlich unterschied ich heute jedes Wort des einfachen Liedes: „In weite, weite Ferne, zieht traurig der Bursch' hinaus. Mich freu'n nicht gold'ne Sterne, Mein Mütterlein weint zu Haus.“

Himmel! war das nicht das Lied, welches das Zeichen bei Verena's Flucht bilden sollte, ich kannte dieses Lied selbst gar wohl — da, jetzt sang die Stimme wieder: „Mein Mütterlein weint zu Haus.“

Und von Neuem fieng die Sängerin an, immer dieselben Worte, immer dieselben vier Verszeilen, mit beängstigender, einförmiger Wiederkehr zu singen. Heute blieb die Stimme in immer gleicher Entfernung, und im Hofe wie im Hause regte sich nicht das Mindeste. Wer sang dieses Lied da unten zu stiller Nachtzeit im Garten!

Ein Gedanke tauchte plötzlich in mir auf, der mich seltsam erschauern machte; doch in demselben Augenblicke auch beschloß ich, die Sängerin kennen zu lernen, um jeden Preis. Am liebsten wäre ich gleich in den Garten gegangen, um nachzuforschen, aber die Novize Hedwig hatte erst heute geäußert, daß Schwester Christina die Schlüssel zum Hofthor habe, es blieb deshalb nichts übrig, als morgen zu versuchen, ihn mir zu verschaffen. Noch lange lauschte ich der klagenden Weise, bis sie wieder verstummte.

Ich gieng in recht trüber, gedrückter Stimmung zu Bette, die Lectüre des Tagebuches beschäftigte alle meine Gedanken.

V.

Beim Erwachen am nächsten Morgen mußte ich mich wieder wie nach dem Tage meiner Entdeckung des Tagebuches erst besinnen, ob ich nicht nur bang und schwer geträumt hatte, ob dort hinter dem Bilde der heiligen Cäcilia in dem alten Secretär wirklich das Tagebuch einer Nonne verborgen liege, das von heißer Erdenliebe erzähle, von Kämpfen und Thränen und Flucht.

Onkel Julian, warst Du es denn wirklich, den die kleine Nonne so zärtlich, so innig geliebt, daß sie um

dieses Mannes willen alles verließ und alles vergaß, was die Sitte oder das Vorurtheil geheiligt hatten. Ich freilich vermochte es nicht, Berena deshalb zu verurtheilen.

Zu der Stunde, da ich die Schwestern im Nachmittagsgottesdienste wußte, gieng ich in den Hausflur hinab. Das Hofthor war wie gewöhnlich zu dieser Stunde geschlossen, doch hieng während des Tages der Schlüssel an einem Haken des Thorpfeilers. Während der Nacht wußte ich den Schlüssel in der Verwahrung der Küchenschwester. Von Christinen aber, deren Charakter mir wie eine Personification milder jedoch unerschütterlicher Pflichttreue erschien, durfte ich niemals hoffen, den Schlüssel zu erhalten.

Zögernd nahm ich den Schlüssel von der Wand. Sollte ich ihn mit mir nehmen auf gut Glück, daß man ihn vielleicht für irgend wo verlegt halten würde? Das war bei der genauen Pünktlichkeit im Kloster sehr unwahrscheinlich. Wer weiß, ob nicht beim Vermissten des Schlüssels sofort ein Schlosser herbeigeht worden wäre, um das Schloß umzuändern; es erschien mir ohnedies abgenützt und schon locker. Ich besah es näher; es mußte sehr alt sein, nach seiner schwerfälligen, unschönen Form zu schließen, gar alt und — unpractisch. Denn, wahrhaftig, wenn man sich bückte, sah man den Riegel blosliegen und konnte ihn mit einem Instrumente, oder vielleicht gar mit dem Finger in das Schloß-Gehäuse zurückstoßen und die Thür ohne Schlüssel öffnen. Ich versuchte das Experiment, und der an schlaffer Feder lose hängende Riegel wich über alles Erwarten leicht und geräuschlos zurück. Ein Druck auf den Thürgriff, und der Eingang zum Hofe war offen. Nun bedurfte ich keines Schlüssels mehr, und es galt nur noch, die kleine Gartenthür einer Besichtigung zu unterziehen. Sollte sie übrigens in der Nacht verschlossen sein, so war ich nöthigenfalls gewandt genug, über die nicht allzuhohe Umfassung zu klettern. Zu meiner besonderen Genugthuung, aber auch zu meiner Ueberraschung fand ich jedoch, daß die Gartenthür gar kein Schloß hatte, sondern nur von

außen verriegelt, von innen eingehaft war. Schwester Berena hatte doch auch ein Schloß an der Gartenpforte erwähnt. Aber in zwölf Jahren mochte es wohl unbrauchbar geworden und als überflüssig nicht wieder ersetzt worden sein. Ich begab mich wieder in mein Zimmer hinauf, in meiner Aufregung kaum fähig, etwas zu thun. Ich nahm eine Handarbeit, dann versuchte ich zu lesen, zu schreiben: es half alles nichts, immer wieder sah ich nach den Laubkronen, welche sich hinter der Taxuswand erhoben. Endlich gieng ich in das Musikzimmer und spielte, bis es dunkel wurde. Natürlich fiel mir aber sogleich, als ich die schwarzen Tasten des zwar altmodischen aber noch angenehmen klingenden Claviers berührte, Onkel Julian und Schwester Berena ein, die, wer weiß wie oft, hier mochten gestanden haben, „still und bewegt.“

Ich war sehr froh, als endlich die Stunde des Abendessens vorüber war, und als schließlich, wie ich aus den Beleuchtungsveränderungen auf dem Hofpflaster wahrnehmen konnte, ein Zellenfenster nach dem andern dunkel wurde. Ich fieng an, mich langsam auf meine beabsichtigte nächtliche Wanderung vorzubereiten; hatte ich doch schon das Anarren des Hofthores beim Zuschließen gehört. Ich zog ein schwarzes Kleid an und entledigte mich meiner Schuhe, um jedes Geräusch beim Auftreten zu verhindern; dann warf ich meinen schwarzen Schleier über den Kopf und war nun gerüstet.

Endlich schien mir der Zeitpunkt gekommen, wo ich das Wagestück unternehmen konnte. Vorsichtig öffnete ich die Thür meines Zimmers — wie Berena, mußte ich wieder denken — und schlüpfte hinaus. Ich blieb einen Moment auf dem Gange stehen. Nichts regte sich, im Hause schien alles im tiefsten Schlafe zu liegen. Lautlos glitt ich die Treppe hinab und gelangte glücklich zu der Hofthür. Ich öffnete sie in der Weise, wie ich es bereits nachmittags versucht hatte, und schritt nun über den Hof und gelangte dann durch die mit einiger Schwierigkeit geöffnete Gartenpforte in den Klostersgarten. Kaum jedoch hatte ich die Thür hinter mir geschlossen, als ich vom Hofe herüber ein leises Geräusch

vernahm wie einen Versuch, das Hofthor aufzuschließen. Erschreckt blieb ich einen Augenblick stehen, dann barg ich mich rasch in einem in der Nähe befindlichen Gebüsch. Da hörte ich auch schon die Gartenthür sich öffnen, welche ich hinter mir wieder eingeklinkt hatte, und an mir vorüber schritt, sich merkbar von dem fahlen Lichte der Nacht abhebend, eine große schwarze Gestalt und verschwand in einem Seitengange des Gartens. Ich gestehe es, dieses lautlose Vorübergehen erregte mir einen Augenblick geradezu Furcht. Im nächsten Momente jedoch hatte ich mich wieder gefaßt und beschloß, der gespenstischen Erscheinung zu folgen. Kein Mondlicht strahlte zwar von dem dunklen Himmel, aber die laue Sommernacht war hell genug, um mich jetzt, da ich aus dem bergenden Gebüsch heraus trat, ungefähr zwanzig Schritte vor mir die geheimnißvolle Gestalt erkennen zu lassen, welche sich auf dem Wege, den sie eingeschlagen hatte, vorwärts bewegte. Ich folgte der Richtung, welche die Gestalt nahm, und hielt mich immer im tiefern Dunkel der Bäume, welche den Pfad von beiden Seiten begrenzten. Der Weg führte bis zu der Taxuswand; hier wendete sich meine unfreiwillige Führerin nach links, was auch ich that, da ich mich immer wie bisher in gleicher Entfernung von ihr hielt. Dann blieb die dunkle Gestalt plötzlich vor einer Stelle der Taxuswand stehen, bückte sich und schob oder richtete etwas an den Zweigen, was ich nicht erkennen konnte, und war im nächsten Momente verschwunden. Ich besann mich nicht lange, sondern folgte dem gegebenen Beispiele. Ich fand in der dicken, fast vier Fuß breiten Taxuswand einen äußerst schmalen, von Zweigen des Taxus bedeckten Eingang, der an seinem Ende eine kleine, jetzt geöffnete Thür von Gitterstäben abschloß. Durch diese Thür wurde ein fortlaufendes Gitter von Eisenstäben unterbrochen, welches die Taxuswand jenseits des Klosters abgrenzte. Nachdem ich die ganze Breite des Einganges passiert hatte, stand ich auf dem feuchten Waldboden, von dem mir Schwester Hedwig am ersten Abende meiner Anwesenheit eine so wenig anziehende Schilderung entworfen hatte. So

viel ich in der Dunkelheit bemerken konnte, hatte die Phantasie des guten Kindes, welches diesen Platz ja nicht einmal durch eigene Anschauung kannte, nichts übertrieben. Wenigstens sahen jetzt die in einander verschwimmenden Formen der gigantischen Bäume und des sich weit ausbreitenden Gebüsches unheimlich genug aus. Meine Führerin bog auf ihrem Wege jetzt abwärts links ab, und nun zeigte sich ein schmaler, zwischen den Bäumen hinlaufender Fußpfad, der zu einem kleinen ebenerdigen Häuschen führte, das von den Bäumen dicht umgeben und versteckt erschien.

Aus zwei Fenstern, deren Rouleaux aber herabgelassen waren, so daß sie jeden Einblick in das Zimmer verhinderten, schimmerte Licht, dessen Strahlen auf den schmalen Fußsteig fielen, der von der Pforte in der Tazuswand bis zum Eingange des Häuschens führte. Auch hier fand ich die Thür nur angelehnt. Nach einigem Zögern trat ich ein, und hätte mich wohl jetzt kaum in dem schmalen Gange zurecht gefunden, wenn er nicht durch den Lampenschimmer hinlänglich erleuchtet worden wäre, der aus einem unverhüllten kleinen Fenster strahlte, welches auf die Hausflur hinaus gieng. Dieses Fenster befand sich rechts neben einer Zimmerthür. Mit klopfendem Herzen und mit angehaltenem Athem bückte ich mich ein wenig, um durch die Scheiben einen Blick in das Zimmer zu werfen.

Ich sah ein kleines einfaches Gemach mit matt grau gemalten Wänden. Die Einrichtung bestand aus hell polirten Möbeln; ein Tisch, der vor einem kleinen, grün überzogenen Sopha stand, drei Stühle, an den Wänden ein Kreuzifix und Heiligenbilder, das war alles. Erleuchtet wurde das Gemach durch eine von der Decke hängende Ampel; ihr mildes, helles Licht ließ alle Gegenstände deutlich erkennen.

Auf dem Sopha, träumerisch den edlen Kopf in die Rechte gestützt, saß — die ehrwürdige Mutter Sybilla. Der Mantel war ihr von den Schultern geglitten, den schwarzen, dichten Kreppschleier, der beim Gange durch den Garten ihr Haupt bedeckt hatte, hielt die herabgesenkte linke Hand. Merkwürdigerweise war

ich nicht überrascht, Sybilla hier zu sehen, ja fast kam es mir vor, als hätte ich das erwartet.

Aber der Anblick einer anderen Gestalt, welche sich gleichfalls in dem Zimmer befand, ließ mein Herz stärker schlagen. Vor dem Tische, mir leider den Rücken wendend, saß eine zarte Gestalt, welche ein einfaches dunkles Kleid umhüllte. Das Haupt war unbedeckt; blondes, glänzendes Haar floß in dichten natürlichen Wellen auf die Schultern nieder. Ich konnte im ersten Augenblicke nicht erkennen, womit diese Frau oder dieses Mädchen beschäftigt war, sie schien irgend eine Arbeit auf ihrem Schoße zu halten.

Sin und wieder richtete sie ein Wort, das ich aber nicht verstehen konnte, an die ehrwürdige Mutter, die jedoch immer nur einen milden Blick, ein freundliches Lächeln zur Antwort hatte. Da stand die mir Unbekannte mit einer raschen Bewegung auf, einige Blätter und Zweige fielen von ihrem Kleide zu Boden, und mit beiden Händen hielt sie einen vollendeten Blätterkranz empor. Dabei stand die Fremde so, daß ich ihr Gesicht sehen konnte, ein Gesicht, dessen unsagbarer Liebreiz mich entzückte, obgleich auf der schönen Stirne, auf den edlen blassen Zügen nicht mehr der Hauch der ersten Jugend lag.

Die ehrwürdige Mutter schien ihre Anerkennung über den schönen Kranz auszusprechen; denn mit sichtbarer Freude eilte das schöne Wesen zu einer an der Mittelwand hängenden Guitarre, nahm sie herab und bekränzte das Instrument mit ihrem Laubgewinde. Dann setzte sich die Unbekannte wieder und schien auf dem Instrumente spielen zu wollen; aber die ehrwürdige Mutter legte die Hand auf die Schulter ihres Gegenübers und redete ihr anscheinend in gütiger Weise zu; darauf standen beide Frauen auf. Die Guitarre wurde an die Wand gehängt, und die Priorin verschwand mit der muthmaßlichen Bewohnerin dieser Räume in einem Nebengemache.

Was sollte ich jetzt thun? Mich entfernen und morgen der Priorin mittheilen, was ich hier beobachtet hatte? Nein! Ich war keine Freundin vom Verschwieben.

Schnell entschlossen, trat ich in das kleine Gemach und blieb bei dem Tische stehen, auf dem auch noch einige Ranken und Zweigspitzen lagen. Ich hob die vorhin zu Boden gefallenen Blätter auf und legte sie ebenfalls auf den Tisch, dann harrete ich erwartungsvoll, ich weiß nicht wie lange, aber mir dünkte es eine Ewigkeit! In der Todtenstille, die um mich herrschte, hier in dem abgelegensten Theile des Gartens, in dem einsamen Hause, von dessen Vorhandensein wohl nur wenig Personen Kenntniss hatten, wurde mir allmählig ganz bange zu Muth, am liebsten wäre ich schließlich doch zurückgekehrt, aber ich wollte das Geheimniss enthüllt sehen, und deshalb blieb ich.

Endlich hörte ich wieder nebenan sich etwas regen. Ich zitterte so sehr, daß ich mich mit der Hand auf den Tisch stützen mußte; im nächsten Augenblicke trat meine Tante, die Priorin Sybilla, wieder in das Zimmer und stand mir gegenüber. Nie wird es mir gelingen, den Schreck, die tödtliche Bestürzung zu schildern, welche die Züge der ehrwürdigen Mutter ausdrückten, als sie meiner ansichtig ward. Sie wurde leichenblaß und, einen halblauten Schrei ausstoßend, griff sie wie in halber Ohnmacht nach einer Stütze, um sich festzuhalten. Aber eine starke Seele wohnte in dieser Frau und hielt sie aufrecht; denn als ich sofort näher trat, um ihr behülflich zu sein, da stand sie schon wieder in aller ihrer unnahbaren Würde aufgerichtet vor mir und streckte abwehrend die Hand aus.

„Was suchst Du hier?“ rief mir die Priorin finster entgegen.

„Die Enthüllung eines Geheimnisses,“ erwiderte ich muthig; ich raffte alle meine Geistesgegenwart zusammen, denn jeder Blick auf meine Tante sagte mir, daß ich einen harten Stand mit der entschlossenen, kühnen Frau haben würde.

„Die Enthüllung eines Geheimnisses,“ wiederholte sie jetzt mit schneidender Ironie. „Wie tragisch! Welcher Schauerroman hat Dir den Kindskopf verwirrt? Ich rathe Dir ernstlich „Jugendchriften“ zu lesen. „Gehe schlafen,“ unterbrach sie fast rauh ihren bitteren

Spott, „und wage es nie mehr, hörst Du, niemals mehr, hierher zu kommen, oder nach Dingen zu fragen, die Dich nichts angehen. Ich wäre sonst zu meinem Bedauern bemüßigt, dem Fräulein Teresa von Téletky in unliebsamer Weise die Gastfreundschaft zu kündigen.“

„Das werden Sie nicht, ehrwürdige Mutter,“ versetzte ich entschieden. „Ich bin im Gegentheile überzeugt, daß Sie mir meine Fragen noch heute beantworten werden.“

Sybilla zuckte verächtlich die Schultern und schickte sich an, die Lampe zu löschen.

„Lassen Sie das Licht nur brennen,“ sagte ich, „oder ziehen Sie es vor, die Aufklärung, um die ich in diesem Momente noch bitte, mir, im Falle ich sie fordern müßte, vor den Klostereschwestern zu geben?“

Die Priorin schien unruhig zu werden. „So sprich, was verlangst Du eigentlich,“ sagte sie schroff.

Die ehrwürdige Mutter blieb bei dem Tische stehen, indem sie leicht die Hand darauf stützte und mich erwartungsvoll ansah.

„Zuerst erjuche ich Sie, ehrwürdige Mutter, mir zu sagen, in welchem Zusammenhange die junge Frau, die ich hier eben gesehen habe, mit der räthselhaften Sängerin steht, deren Gesang mich schon einigemale aus dem Schlafe erweckte?“

Meine Tante sah mich mit dem ihr eigenen hoheitsvollen Blicke an; sie war augenscheinlich sehr erstaunt über meine Kühnheit. Die Antwort klang denn auch zurückweisend genug: „Ich sehe die Pflicht nicht ein, Dir auf dergleichen Fragen, die auf bloßen Phantasiegebilden beruhen, zu antworten. Komm!“

Ich trat der Frau, die mir in diesem Augenblicke wie eine redende Marmorstatue erschien, einen Schritt näher. „Tante,“ sagte ich, vergeßend, daß mir diese Anekdote verboten worden war, „Tante, ich will Ihnen sagen, was mir das Recht gibt, nach der Unglücklichen zu fragen, welche vorhin mit Ihnen dieses Zimmer verließ. Meine moralische Ueberzeugung, daß sich hier eine schwere Schuld verbirgt, die gerade durch das geheimnißvolle Dunkel, in das sie gehüllt ist, fort und

fort die strafende Gerechtigkeit herausfordernd wächst. Diese Ueberzeugung gibt mir das Recht, zu fragen."

"Du bist eine Thürin," unterbrach mich die Priorin mit bebender Stimme.

Ich hörte nicht auf sie. "Und wenn ich frage," fuhr ich fort, "wer ist die nächtliche Sängerin, wer ist die Frau, die hier in Einsamkeit und Dunkel wohnt, wie eine Gefangene, so verlange ich Antwort auf meine Fragen, nicht für mich allein, sondern im Namen meines Oheims, des Grafen Julian von Tékely-Nagysagos!"

Ich erschrock selbst über die Wirkung meiner Worte. Die Priorin stand zwar unbeweglich da, aber mit unnatürlich weit geöffneten Augen, den Oberkörper etwas vornüber gebeugt, die Hände schwer auf den Tisch aufgestützt. Sie schien mir einer Ohnmacht nahe. Ich füllte aus einer auf dem Tische stehenden Wasserflasche ein Glas und hielt dieses an die blassen Lippen der Priorin. "Trinken Sie, ehrwürdige Mutter", bat ich, und versuchte dann, nachdem sie einige Tropfen getrunken hatte, die Priorin zum Sopha zu führen. Die starkgeistige Frau war aber ihrer selbst schon wieder mächtig, sie wehrte meine Bemühung mit einer entschiedenen Handbewegung ab.

"Ich bleibe stehen", sagte sie ruhig, aber mit Betonung. "Welchen Namen hast Du vorhin genannt?"

Ich wiederholte: "Graf Julian von Tékely-Nagysagos."

"Was weißt Du von ihm, wo hält er sich auf?" fragte sie weiter, aber jetzt mit ängstlicher Spannung im Blicke.

"Das gehört vorläufig nicht hierher," erwiderte ich ausweichend, "aber etwas Anderes will ich Ihnen mittheilen. Ich weiß, daß Onkel Julian vor zwölf Jahren hier, in diesem Kloster, einer jungen Nonne Gesangsunterricht ertheilte; ich weiß, daß Graf Julian bald seine Schülerin lieben lernte, und daß diese Liebe nicht unerwidert blieb. Der Graf und die Nonne fanden Mittel und Wege, sich zu verständigen. Der alte Klostergärtner wurde gewonnen, die Liebenden verab-

redeten den Tag und die Stunde ihrer gemeinschaftlichen Flucht. Es war am zwölften Mai 1847, um elf Uhr nachts, da schlich die Nonne die Treppen hinter durch den Garten bis an die Gartenmauer, an welcher die Landstraße vorüberführt. Da wartete Graf Julian auf seine Geliebte, ein altes Volkslied sollte ihm das Zeichen geben, daß sie da und bereit sei. Und zur bestimmten Stunde sang mit ihrer süßen, weichen Stimme Schwester Berena das alte Lied."

Ich hielt inne. Während ich gesprochen hatte, war die ehrwürdige Mutter einigemal im Zimmer auf- und abgeschritten, dann ließ sie sich auf dem Sopha nieder und saß dort, das Gesicht mit der einen Hand bedeckt, während die andere im Schoße ruhte, bis ich den Namen „Berena“ nannte. Da sah ich, wie sich die ehrwürdige Mutter tiefer in die Sopha-Ecke drückte, ein schmerzlicher Seufzer zitterte über die schmalen Lippen, und die Hand sank vom Gesichte herab.

„Woher weißt Du das?“ fragte die Priorin mit tonloser Stimme.

„Ich kann denjenigen, dem ich diese Mittheilungen verdanke, vorläufig nicht nennen“, erwiderte ich vorsichtig, „daß thut ja auch nichts zur Sache; doch Sie, ehrwürdige Mutter, frage ich jetzt noch einmal, was ist aus Schwester Berena geworden?“

„Nur Julian kann Dir das Alles erzählt haben“, rief die Priorin fast heftig, „nur Julian, sonst weiß Niemand darum als ich, und Julian wird Dir gesagt haben, daß Berena — todt ist!“

„Todt“, wiederholte ich zögernd. Es durchschaute mich unheimlich. „Und wie starb sie,“ wollte ich fragen, da bemerkte ich, daß die Blicke der ehrwürdigen Mutter mit schmerzlich träumerischem Ausdrucke an der Thür hiengen, welche in das Nebenzimmer führte, und da sagte ich noch einmal, aber ohne die Bitterkeit zu verbergen, welche mich erfüllte: „Todt, freilich, für die Welt, für Alle, welche die arme Schwester Berena geliebt haben. In Wirklichkeit aber,“ fuhr ich fort, „wird sie von fanatischer Grausamkeit gefangen gehalten, vergraben in der Einsamkeit eines düsteren, unheimlichen,

ungefunden Gartenwinkels, den man mit Vorbedacht ausgesucht hat, damit die Gefangenwärterin nicht allzu lange Mühe hat, für die Lebende zu sorgen.“

Gott weiß, wohin ich mich von meiner Aufregung noch hätte fortreißen lassen, wäre nicht die Priorin aufgestanden, das blasse Gesicht jetzt mit dunkler Gluth übergossen.

„Schweig!“ herrschte sie mir zu, „schweig und komm.“

Die hohe Gestalt schritt stolz aufgerichtet dem Nebenzimmer zu; leise öffnete sie die Thür und ließ sie weit offen, damit das Gemach, in welches wir traten, einigermassen von dem Schein der Hängelampe des ersten Zimmers erleuchtet würde. Mild fiel der Lampenstrahl auf ein Himmelbett, dessen weiße duftige Mullvorhänge zurückgeschlagen waren, ebenso blendend war das Linnen des Bettes. Auf dem Kissen lag das schöne blonde Haupt der jungen Frau in süßestem Schläfe, die kleinen durchsichtigen Hände, welche so weiß waren wie Wachs, lagen gefaltet auf der Decke. Die ehrwürdige Mutter beugte sich liebevoll über die Schlafende, um die glänzenden Locken zurückzustreichen, welche auf die Stirne gefallen waren. Dann richtete sich meine Tante empor und auf die Schläferin deutend, sagte sie ruhig: „Sieht so eine gequälte Gefangene aus? Das ist Schwester Verena. Wohl ist sie eine Gefangene, aber anders als Du denkst; ihr armer Geist liegt in den Fesseln ewiger Nacht: Schwester Verena ist wahnsinnig!“

Diese letzten Worte klangen wie ein Stöhnen schmerzlicher Qual, meine Tante eilte aus dem Schlafgemache der Unglücklichen und überließ es mir, die Verbindungsthür zu schließen. Ich that es so leise als möglich und blieb dann in dem ersten Zimmer erschüttert stehen. Die Priorin lag auf den Knien, die Arme auf das Sopha gestützt und das Gesicht in den Händen verborgen, und zu mir herüber klang ihr herzerreißendes verzweifelttes Weinen.

Ich trat leise der ehrwürdigen Mutter näher und berührte ihre Schulter; „Tante,“ bat ich, „Tante, beruhigen Sie sich.“ —

Sie hörte nicht auf mich. Von neuem bat ich sie sich zu erheben, sich zu fassen; ich bat sie, sich auszusprechen, um ihren Schmerz zu mildern. Da erhob sich die Priorin endlich langsam; ihr Tuch an die Augen pressend, öffnete sie ein Fenster und ließ die kühle milde Sommerluft hereinströmen. Lange stand meine Tante bei dem Fenster und schaute in die dunkle Wildnis hinaus.

„Wie ruhig die Natur ist,“ sagte die Priorin plötzlich, „wie voll stillen Friedens, und der Mensch, der zu ihr gehört, ist friedlos und unruhig, bis er Ruhe im Grabe findet. Und wenn man auch glaubt, die bösen Geister vertrieben zu haben durch inbrünstiges Gebet, es kommt eine Stunde, wo eine unberufene Hand alle alten Wunden wieder aufreißt und jeden bösen Geist in unser Herz wieder einziehen läßt, und wir wieder wie ein gehegtes Wild werden, das den Todesstoß ersehnt. Ich sage Dir, Mädchen, hüte Dich vor der Reue, vor jener Reue, welche Dir das Mark verzehrt und Dir täglich zuruft: Du kannst Deine That in Ewigkeit nicht sühnen!“

Die Priorin brach ab und ließ sich wie müde auf dem Sopha nieder.

„Du siehst erschrocken aus, Teresa“, sagte sie nun so mild, wie sie kaum jemals zu mir gesprochen hatte. „Ich glaube es wohl, was verlangst Du aber auch, die Geheimnisse des Klosters zu wissen. Gehe nun ins Haus hinüber, in Deine Zelle, Du weißt jetzt, was aus Schwester Berena geworden ist, und Du kannst ruhig schlafen. Heute wird Dich kein Lied mehr stören; doch hätte ich früher gewußt, daß Du entgegen der Klosterregel zu so später Stunde noch zu wachen pflegst, so würde ich Dir wohl eine andere Zelle angewiesen haben, wohin niemals Verenas Gesang hätte dringen können. Gehe nun.“

Ich wagte es, die schmalen Hände der Priorin zu ergreifen, „Tante“, sagte ich, „lassen Sie mich noch hier bleiben, und erleichtern Sie die Last, die Sie bedrückt, indem Sie mir Ihren Kummer mittheilen. Mich bewegt das innigste Mitgefühl, ich möchte Ihnen so gern helfen, wenn ich es könnte. Ich bitte Sie, ehrwürdige Mutter,

erzählen Sie mir von der armen Schwester Berena, vervollständigen Sie mir die Geschichte des unglücklichen Mädchens. Ich verlange es jetzt nicht mehr, weil ich mir vorgenommen habe, um jeden Preis das Ende des Dramas zu erfahren, sondern weil ich fühle, daß es Ihnen Trost bringen wird, sich auszusprechen. Sie können mir vertrauen, denn ich weiß von der Unglücklichen, die so ruhig da drinnen schläft, mehr als Sie ahnen können, ehrwürdige Mutter.“

„Du bist ein willenstarkes Mädchen, Teresa, man erkennt, daß Du unserer Familie angehörst; und ich weiß wohl, daß ich Vertrauen zu Dir haben kann. Ich will Deinem Wunsche nachkommen, umsomehr, da ich Dir gegenüber wohl kaum noch etwas zu verschweigen habe. — Mein Bruder Julian wird Dir gesagt haben, daß Berena auch einem altadeligen Geschlechte entstammt.“

„Ich weiß, daß sie ein Fräulein von Aranyi ist und ins Kloster gieng, damit ihrer Schwester eine größere Mitgift zufiele,“ entgegnete ich. „Doch ich wiederhole noch einmal, lassen Sie es sich nicht kümmern, von wem ich das alles erfahren habe.“

Die Priorin schüttelte den Kopf. „Es ist mir ein Räthsel“ sagte sie, „weshalb Du nicht zugeben willst, daß Dir Julian alles mitgetheilt hat; mag es aber sein. Ich will denken, es war eine Fügung des Herrn, daß Du das von mir so streng behütete Geheimnis des Klosters enthülltest. Vielleicht erleichtert es wirklich mein Herz, wenn ich mich einmal über all' das Schwere und Bittere ausspreche, was auf mir seit zwölf ewig langen Jahren lastet.“

Die Priorin senkte tief auf, sie hatte mit einer bei ihr so ungewohnten Mattigkeit, mit einer so müden Resignation gesprochen, daß es mir wehe that, doch wagte ich nicht, die Sprecherin zu unterbrechen. Die ehrwürdige Mutter deutete durch eine Handbewegung an, daß ich neben ihr Platz nehmen möge, ich folgte der Einladung. Keine von uns dachte daran, in das Kloster hinüber zu gehen; es war uns beiden, als paßte der stille abgelegene Ort, an dem wir uns befanden,

besser zu dem trüben Gegenstande unseres Gespräches. Die Priorin fuhr fort: „Du weißt also, wie Du vorhin sagtest, daß mein Bruder Julian die Nonne Berena, welcher er mit Erlaubnis des hochwürdigen Herrn Bischofes und unserer damaligen Priorin, der Mater Polyxena, Gesangunterricht ertheilte, im Sinne der Welt lieb gewann.

Es war wohl kein Wunder; denn ein holderes Geschöpf, als Berena damals war, läßt sich kaum denken; und ihre Stimme klang so weich, schon wenn sie sprach, daß jedes Herz von ihrem Wohlklange ergriffen werden mußte. Die ehrwürdige Mutter sowie die Schwestern alle hatten Berena lieb und ich nicht zum wenigsten; nur hütete ich mich, ihr meine Zuneigung zu zeigen, ja ich bekämpfte sie selbst, weil ich es für sündlich hielt, mein Herz an ein irdisches Geschöpf zu hängen. Als mein Bruder aber aus Neigung zur Musik sich erbot, der mit einer Stimme von so seltener Schönheit begabten jungen Schwester Berena Gesangsunterricht zu ertheilen, da kam es über mich wie eine heiße Angst, als müßte ich die Ausführung dieses Planes um jeden Preis vereiteln. Wider Erwarten giengen sowohl der Bischof wie auch die ehrwürdige Mutter auf den absonderlichen Vorschlag Julians ein, und — ich schwieg, ich warnte nicht, aus thörichtem Stolze, zugleich aber aus thörichter Liebe zu meinem Bruder, die ich leider damals noch nicht genug bekämpfte, und die mich fürchten ließ, den Wert Julians in den Augen meiner Vorgesetzten zu mindern, wenn ich solch eine Warnung ausspräche. Ich beobachtete scharf; aber die ersten Wochen und Monate schienen meine Besorgnisse in nichts gerechtfertigt erscheinen zu lassen, so daß ich derselben fast vergaß. Nur fiel mir auf, daß mein Bruder plötzlich so ernst, so in sich gefehrt wurde, und daß er manchmal, besonders wenn ich einmal mit ihm allein sprach, in ein sinnendes Träumen versank, das ich früher nie an ihm gekannt hatte. Eines Tages theilte er mir mit, daß er verreisen müsse. Erst nach einem Vierteljahre kehrte er wieder zurück. Berena hatte während seiner Abwesenheit ihre heitere Frische verloren.“ —

„Ja, sie wurde sogar krank,“ unterbrach ich die ehrwürdige Mutter.

„Das weißt Du auch?“ fragte die Priorin erstaunt.

„Gewiß, ebenso sind mir alle späteren Vorfälle bekannt,“ entgegnete ich.

Die Priorin Sybilla sah einen Augenblick sinnend vor sich nieder und fuhr dann ohne weitere Einwendung fort: „Julian brachte von seiner langen Reise der ehrwürdigen Mutter und mir Geschenke mit; an Verena aber schien er gar nicht gedacht zu haben. Das, ich gestehe es, befremdete mich zuerst, da ich Julians gutes Herz und seine Neigung zu „geben“ genau kannte. Von dem Momente seiner Rückkehr an aber schwankte die Stimmung Verenas zwischen Heiterkeit und Trauer auf und nieder, ganz so wie ein großer deutscher Dichter sagt: „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt.“ Das machte mich aufmerksam, und ich nahm mir vor, Verena zu beobachten. Daß die Musikstunden auch eine Gefahr für Julian in sich schließen könnten, daran dachte ich nicht — bis ich eines Tages bemerkte, wie sein Auge selbstvergessen in zärtlichem Entzücken an dem holden Gesichte Verenas hing. Damals meinte ich im ersten Momente, meine Augen müßten falsch gesehen haben, aber bald wurde es mir zur unumstößlichen Gewißheit, daß mein Bruder eine Nonne, meine Mitschwester, liebte! Nun galt es vor allem, ihn so bald als möglich von Verena zu trennen; doch mußte möglichst jedes Aufsehen vermieden werden. Ich sprach mit der Oberin und ersuchte sie, die Stunde aufhören zu lassen, da der Zweck, Verenas Stimme zu bilden, ja bereits erreicht sei. Die gute Frau, die überall blind war, wo es sich um Musik und vor allem um die Pflege des Sologefanges in der Kirche handelte, wollte von einem Aufgeben der Stunden nichts wissen, bis ich ihr ein Wort von der drohenden Gefahr zuflüsterte, in welcher Verena schwebte. Sie sprach zwar ihren entschiedensten Zweifel an meinem Verdachte aus; doch erschreckt und beunruhigt, wie sie trotzdem war, willigte sie ein, Verena nur einen Monat noch von Julian unterrichten zu lassen und diesen Entschluß meinem Bruder sobald als möglich mitzutheilen. Mater Polygena ließ aber

in ihrer unentschlossenen Gutmüthigkeit doch einige Tage vergehen, ehe sie mir den Auftrag gab, Julian in ihre Zelle zu bitten. Zu unserer Ueberraschung kam uns aber Julian zuvor.

Ich erwartete meinen Bruder an dem bestimmten Tage im Musikzimmer. Und als er mir hier gegenüber stand, da sagte er mir so weich und lieb, wie nur er zu sein verstand, daß er zu seinem Bedauern die Stunden in wenigen Wochen aufgeben müsse, und ich möge ihm gestatten, Berena diesen seinen Entschluß unter vier Augen mitzutheilen. Ich war allzu glücklich, um ihm lange die Erfüllung seiner Bitte zu weigern, um so mehr, da ich in meiner Verblendung meinte, er wolle von Berena Abschied nehmen auf Nimmerwiedersehen; seine Antwort, als ich ihn bat Berenas Frieden nicht zu stören, klang ja auch beruhigend genug. „Ich will ihr den Frieden geben,“ sagte er. Trotzdem hörte ich nicht auf, die beiden mir so theueren Menschen zu beobachten, und manches Zeichen, das auf ein Einverständnis zwischen ihnen deutete, flößte mir immer neue Unruhe ein.

Mehr als zwei Wochen mochten vergangen sein, seit ich mit Julian gesprochen hatte, da schritt ich einmal in der Dämmerung dem Gartenhäuschen zu, in dem wir uns jetzt befinden. Ich suchte den Gärtner, für den ich einen Auftrag hatte. Die Taxuswand, die jetzt die Grenze des eigentlichen Klostergartens bildet, bestand damals schon, doch nicht so hoch und vor allem nicht so ungepflegt und verwildert wie heute.

Als ich mich dem Eingange der Hecke näherte, hörte ich das Flüstern zweier bekannter Stimmen; die eine war die des Gärtners, die andere die — meines Bruders. Die Ahnung von etwas Schrecklichem drängte sich mir in diesem Augenblicke mit überwältigender Macht auf. Ich stand still und lauschte. Der Gärtner schien sich irgend einem Verlangen meines Bruders widersezt zu haben, denn ich hörte diesen mit unterdrückter Ungeduld sagen: „Wie kann man von Ihnen Rechenschaft fordern, wenn Sie um zwölf Uhr den Schlüssel wieder abziehen, und wenn man früh alles in bester Ordnung findet. Bleiben Sie in Ihrem Zimmer,

dann sehen Sie und hören Sie nichts; was draußen vorgeht, das geht Sie nichts an, und über das, wovon Sie nichts wissen, können Sie auch keine Auskunft geben." Ich hörte, wie der Gärtner tief aufseufzte. „Nun seiz drum“, sagte er, „wenn Sie's nicht wären, Herr Graf, bei Gott, ich würde die Sünde an unserer Oberin und an Schwester Berena nicht begehen.“ —

Dann war mir's, als hörte ich das Klingen von Geldstücken, und einige Sekunden später vernahm ich auch die sich entfernenden Schritte meines Bruders. Ich schlich wie gebrochen in meine Zelle zurück, ohne mich dem Gärtner gezeigt zu haben; ich war keinen Augenblick darüber im Zweifel, was mein Bruder vorhabe. Was ich damals empfand, Kind, das kann ich Dir heute wohl kaum beschreiben; mein Bruder, den mein Herz so hoch gehalten hatte, machte eine Gott geweihte Nonne ihrer Pflicht, ihrem Gelübde abwendig in blinder, sinnlicher Leidenschaft!“

„Da thun Sie ihm Unrecht, ehrwürdige Mutter“, unterbrach ich die Priorin lebhaft, „Onkel Julian liebte Berena mit jener Liebe, die unter allen Umständen ihre Berechtigung hat. Berenas edles Wesen fesselte ihn, nicht ihre Schönheit. Ein Charakter wie der Onkel Julianns hat keine Leidenschaften!“

Die Priorin sah mich mit einem strengen Blicke an, und ich fürchtete schon ein scharfes rügendes Wort, aber gleich darauf färbte eine leise Röthe ihre Wangen, und Sie sagte mild: Ich kann mir wieder nicht denken, woher Du das so genau weißt, aber von meinem Standpunkte aus, mußte ich damals und muß ich noch die Liebe meines Bruders auf's Schärfste verurtheilen und alles mußte ich aufbieten, um die Flucht zu hindern“.

„Und wie gedachten Sie Onkel Julianns Vorhaben zu vereiteln?“ fragte ich fast athemlos.

„Diese Frage drängte sich auch mir auf,“ erzählte die ehrwürdige Mutter weiter. „Unserer Priorin mochte ich nichts sagen; sie war nicht die Person dazu, eine derartige Angelegenheit energisch und doch taktvoll zu behandeln. Dann wünschte ich auch wo möglich meinem Bruder die gute Meinung zu erhalten, welche

man in unserem Hause von ihm hatte. Julian war ja von jeher mein ganzer Stolz, meine ganze Freude gewesen!“ —

In diesem Ausrufe klang ein so bitterer Schmerz, daß ich die Hand der Priorin mit inniger Theilnahme drückte. Ich fühlte leiße meinen Druck erwidert, und die ehrwürdige Mutter setzte ihre traurige Erzählung fort: „Ebenso wenig war daran zu denken, mit Berena oder Julian Rücksprache zu nehmen. Ich kannte dazu meinen Bruder zu gut, ich hätte damit die Ausführung seines Vorhabens nur verzögert, ihn aber nicht anderen Sinnes gemacht, und daß Berena zu vollständig unter dem Banne seiner Persönlichkeit stehen würde, um einer von anderer Seite kommenden Vorstellung Gehör zu geben, war mir klar. Unter außerordentlichen Umständen mußte ich versuchen, ihr Gewissen zu erwecken; im Augenblicke ihrer Flucht wollte ich vor sie treten und sie an ihre Gelübde erinnern. Ich wußte nicht, an welchem Tage sie fliehen wollten, vielleicht heute schon, vielleicht in wenigen Tagen; ich beschloß darum, wachsam zu sein.“

Ich war schon um zehn Uhr nachts im Garten und wartete im Schatten der Tagushecke bis ein Uhr, doch nichts regte sich. Ebenso wachte ich in der folgenden Nacht im Garten, und in der dritten stand ich wieder auf meinem Posten. Diesmal hörte ich etwas vor elf Uhr einen Wagen auf der Landstraße, der unweit der rückwärtigen Gartenmauer anhielt. „Heute also“, sagte ich mir in jenem Augenblicke, und trat tiefer in den Schatten der Taguswand. Wenige Minuten später glitt die schlanke Gestalt Berena's an mir vorüber und schlüpfte durch den schmalen Durchgang. Ich wartete einige Secunden und folgte ihr dann vorsichtig, mich wieder dicht im Dunkel der Hecke haltend. Berena näherte sich der Gartenmauer und blieb vor einer Leiter stehen, welche, wie ich jetzt bemerkte, an die Mauer angelehnt war. Berena schien, den schlanken Leib leicht vorgebeugt, auf etwas zu lauschen, und dann begann sie mit ihrer lieblichen Stimme halblaut die erste Strophe eines Liedes zu singen — jenes Lied, welches Du jetzt so oft gehört

haft. Zu gleicher Zeit vernahm ich, daß der Wagen dichter heranfuhr. Lautlos, denn das Moos und Gras, das hier schon damals üppig wucherte, machte meine Schritte unhörbar, näherte ich mich Berena; sie wendete mir den Rücken zu. Noch heute sehe ich ihre Gestalt vor mir, wie sie da stand, die Rechte fest auf das klopfende Herz gedrückt, den Schleier hatte sie zurückgeschlagen. Jetzt faßte Berena nach der Leiter und setzte zagend den Fuß auf die erste Sprosse, während sie den Schlußvers sang: „Mein Mütterlein weinet zu Haus.“ — Da legte ich von rückwärts meine beiden Hände auf die Schultern der pflichtvergesenen Nonne und rief mit starker Stimme: „Berena!“ — In diesem Augenblicke stieß sie einen Schrei aus, den ich noch auf meinem Todtenbette hören werde; wie von einem Blitzstrahle getroffen, taumelte sie und sank am Fuße der Leiter zu Boden; als ich mich über die Unglückliche beugte, sah ich, daß sie in tiefer Ohnmacht lag. Zu gleicher Zeit aber hatte mein Bruder, von dem furchtbaren Schrei entsetzt, die Mauer überstiegen und stand in wenigen Secunden neben mir. „Was hast Du gethan,“ schrie er wie besinnungslos, als er Berena ohnmächtig auf dem Boden liegen sah.

„Ich habe das Eigenthum des Klosters gerettet,“ gab ich ihm zur Antwort, konnte aber nicht verhindern, daß er sich neben die Leblose niederwarf, ihre Hände, ihren Mund mit Küffen bedeckte und sie mit den zärtlichsten Namen rief. Aber Berena hörte ihn nicht. Sie lag noch immer bewußtlos auf dem Rasen.

„Hole Wasser bei dem Gärtner!“ befahl ich meinem Bruder, und er flog durch den Garten und kehrte in kürzester Zeit mit dem Verlangten zurück. Der Gärtner kam auch, um seine Hilfe anzubieten; er war, wie ich vermuthete, wach gewesen und hatte die Vorgänge beobachtet. Aber alle Wiederbelebungsversuche blieben momentan erfolglos; darum befahl ich dem Gärtner, Berena in ihre Zelle zu tragen. Sie wohnte in dem Zimmer, das Du jetzt inne hast, Teresa.“

Das wußte ich ja. Ich nickte nur stumm zu

dieser Bemerkung meiner Tante; die Erzählung der Priorin nahm mein ungetheiltes Interesse in Anspruch.

„Meinem Bruder,“ fuhr Sybilla fort, „befahl ich, sich zu entfernen. Er weigerte sich zuerst auf das heftigste; doch als ich ihn darauf aufmerksam machte, wie schädlich ein längeres Verweilen in der Nachtluft für Verena werden könne, erhob er keine Einwendungen mehr und litt es geduldig, daß der Gärtner mit der theueren Last davonschritt. Nur mußte ich Julian versprechen, sobald Verena aus ihrer Ohnmacht erwacht sei, eine Kerze auf das Fenster ihrer Zelle zu stellen. Nachdem der Gärtner die Ohnmächtige auf ihr Bett gelegt und ich ihm bedeutet hatte, sich mit möglichster Geräuschlosigkeit zurückzuziehen, kleidete ich Verena aus und setzte meine Bemühungen, sie zum Bewußtsein zu bringen, unermüdet fort. Endlich schlug sie die Augen auf, deren tiefe Bläue die gute Mutter Polyxena mir gegenüber so oft bewundert hatte, nie freilich ohne zugleich das Lob des Schöpfers auszusprechen.

„Verena,“ rief ich, „kommen Sie zu sich! Wie geht es Ihnen?“ Sie richtete sich halb auf, sah mich aber nicht an; es war, als sei ich für sie gar nicht im Zimmer, doch ihre Lippen lächelten. „Wohl in die weite Ferne“ — sang sie leise, und wieder schlossen sich die Augen, ihr Kopf sank zurück und sie verfiel bald in tiefen Schlaf. Ich blieb die ganze Nacht bei ihr. Ich fürchtete sehr, daß sie irgend eine heftige Krankheit von der Erschütterung dieser Nacht davon tragen würde; aber je näher der Morgen kam, desto ruhiger wurde Verena's Schlaf, desto gleichmäßiger klopfte der Puls. Als sie jedoch des Morgens erwachte, wieder mit den Tönen des unseligen Liedes auf den Lippen, als sie keine meiner Fragen beantwortete und immer nur mit dem gleichen unheimlichen stillen Lächeln vor sich hin starrte, da fieng ich an in tiefster Herzensangst zu befürchten, daß Verena wahnsinnig geworden sei!“ —

Die Priorin schwieg, erschüttert von der Macht dieser furchtbaren Erinnerung; ich wagte kaum zu athmen, ich war erregt fast bis zum physischen Schmerz,

obgleich ich ja längst geahnt hatte, daß die Lösung des Geheimnisses solch eine schneidende Dissonanz sein müsse.

Die ehrwürdige Mutter hielt secundenlang die Hand an ihre Stirn, als schmerze dieselbe; dann fuhr meine Tante fort: „Als mir diese entsetzliche Entdeckung von der Geistesstörung Berena's mehr und mehr zur Gewißheit wurde, war ich nahe daran, selbst den Verstand zu verlieren. Mein Gewissen warf mir vor, das Geisteslicht eines Menschen ausgelöscht zu haben, hielt mir immer und immer vor, wie unvernünftig es gewesen sei, das junge Geschöpf so tödtlich zu erschrecken, wie viel besser alles geworden wäre, wenn ich mit Berena vorher gesprochen hätte, sanft und liebevoll; dann kam die Reue in ihrer bittersten Gestalt, Reue über eine That, die niemals gesühnt werden kann. — Ich habe nicht mehr viel zu erzählen. So gern ich selbst der ehrwürdigen Mater Polyxena den Grund von Berena's Geisteskrankheit verschwiegen hätte, so verpflichtete mich doch mein Gehorsam, ihr alles mitzutheilen. Es war bitter, den eigenen Bruder anklagen zu müssen. Ach, ich habe Mater Polyxena, die sonst so harmlose, ruhige Frau, niemals einer solchen Erregung auch nur für fähig gehalten, als sie zeigte, da ich ihr die Begebnisse der letzten Nacht mittheilte, und trotzdem sie lediglich mein eigenmächtiges Vorgehen bitter tadelte, fühlte ich doch, daß sie, die Oberin, mein ganzes Verhalten, das doch aus reinem Pflichteifer entsprungen war, hart verurtheilte. Sie gewährte zwar meine Bitte um Verzeihung, aber nur, wie ich wohl fühlte, mit halbem Herzen. Der Ehre des Klosters wegen wünschte die Oberin die absolute Geheimhaltung der unseligen Vorkommnisse selbst den Mitschwestern gegenüber. „Außer Gott werden nur Sie und ich den wahren Zusammenhang wissen,“ sagte die ehrwürdige Mutter zu mir, so meine unausgesprochene Bitte erfüllend.

Der Gärtner wurde nach einiger Zeit, da er kein Leibeigener des Klosters war, in unauffälliger Weise entfernt; ich hörte später, daß er auf dem nahe gelegenen Gute Julians ein Unterkommen gefunden habe.

Gegen mich aber nahm die ehrwürdige Mutter seit jenem Tage ein kühles, mißtrauisches Verhalten an, das mich sehr verletzte; doch mußte ich das ertragen, wie so vieles Andere. Verena war von jeher der Liebling der ehrwürdigen Mutter gewesen. —

„Und geschah nichts zur Heilung der unglücklichen Schwester Verena?“ fragte ich.

„Alles wurde gethan, was in unseren Kräften stand,“ entgegnete meine Tante. „Doch nicht nur unser erfahrener Klosterarzt, sondern auch ein berühmter Irrenarzt erklärten, Verena's Wahnsinn sei unheilbar. Ich widmete mich von da an ganz ihrer Pflege.“

„Und wie verhielt sich Onkel Julian?“ fragte ich wieder.

„Julian kam am Morgen nach der furchtbaren Nacht, in welcher ich seine und Verena's Flucht verhindert hatte“, fuhr die ehrwürdige Mutter Sybilla tiefaufseufzend fort. „Ich sah ihn durch eine besondere Fügung Gottes im Gange, als ich eben Verena's Zelle verließ. Die Schwester Pförtnerin hatte ihn, wie sie es gewöhnt war, hinauf gehen lassen, ohne ihn erst zu melden oder in's Sprechzimmer zu führen. Er blieb vor mir stehen — ach, er sah schrecklich aus an jenem Tage — und fragte mich, wie es Verena gehe. Ich antwortete ihm, daß sie sanft geschlafen habe. Ob die Vorgänge der Nacht von ihr erwähnt worden seien, wollte er noch wissen; ich verneinte das, aber ich verweigerte ihm auch jede fernere Auskunft, als er weitere Fragen stellte, und verwies ihn an die Oberin. Julian stutzte wohl einen Augenblick, als ich ihm erklärte, daß die ehrwürdige Mutter von Allem unterrichtet sei; dann aber stürmte er davon, den Gang hinauf, der zur Mater Polygena führte. Ich blieb zurück mit tiefem Weh im Herzen; denn aus jedem Worte hatte ich es herausgeföhlt, daß ich die Liebe meines Bruders verloren hatte.“

Ich mußte in diesem Augenblicke unwillkürlich daran denken, daß diese letztere Aeußerung meiner Tante eigentlich eine Inconsequenz sei, da sie mir selbst erklärt hatte, sie erkenne keine verwandtschaftlichen Bande

an. Die ehrwürdige Mutter schien jedoch meine Gedanken errathen zu haben, denn sie fuhr nach kurzem Sinnen nachdenklich fort: „Des Menschen Herz ist ein räthselhaft und wunderbarlich Ding, Teresa. Ich habe damals, gerade so wie heute noch, gedacht, daß eine Nonne keine Verwandte haben dürfe, und doch gelang es mir in jener Zeit nicht, sofort ein Schmerz über die verlorene Liebe meines Bruders zu bezwingen. Seither habe ich wohl tapfer gekämpft, und ich hoffe zu Gott, nicht ohne Erfolg. — Mater Polyxena theilte mir, nachdem Julian das Kloster wieder verlassen hatte, mit, daß sie ihm das Betreten des Hauses, so wie jeden Versuch eines Verkehrs mit einer Bewohnerin des Klosters entschieden untersagt habe. Sie habe hinzugefügt, daß jede Person, ohne Unterschied, wer immer es sei, auf welche der Verdacht eines Einverständnisses mit Julian falle, sich sofort den schwersten Klosterstrafen aussetze. Ich wußte, daß dieser Wink für meinen Bruder hinreichend sein werde, wenigstens momentan jeden Versuch einer Annäherung an Berena zu unterlassen. Und wirklich hörte ich wochenlang nichts von ihm. — Ich, wie Alle im Kloster, lebten ruhig ihrer Pflicht; aber es herrschte eine bange, drückende Stimmung im Hause, der sich Niemand entziehen konnte. — Da starb die ehrwürdige Mutter plötzlich, und ich wurde zu ihrer Nachfolgerin erwählt. —

Mittlerweile hatte sich aber die Unzulässigkeit des Verweilens einer Geisteskranken im Kloster selbst herausgestellt; daher richtete ich das kleine Gartenhaus, in welchem wir uns jetzt befinden, für Berena ein und übergab die Unglückliche der Obhut einer der treuesten Schwestern, die ihr immer besondere Anhänglichkeit bewiesen hatte, ich meine Schwester Christine. Den Garten ließ ich zum größten Theile verwildern, um keiner pflegenden Hand zu bedürfen. Der wilde Charakter des Gartens stimmt übrigens zu dem Grauen, welches ich fast vor ihm empfinde; und dieses Grauen hat sich während der zwölf Jahre, die nun verflossen sind, nicht gemildert, gerade so, wie mir Gesang fast unerträglich ist.

Die Klosterschwestern, welche zur Zeit hier im Kloster lebten, sind zum Theile gestorben, zum Theile in andere Klöster auf Anordnung des Mutterhauses versetzt worden, so daß außer mir und Schwester Christine nur noch drei unserer ältesten Nonnen die ehemalige Schwester Verena kennen. Diese scheint jetzt körperlich recht wohl und ist still und harmlos wie immer, so daß eine so sorgfältige Beaufsichtigung, wie im Anfange ihrer Geisteskrankheit, nicht mehr nöthig ist. Christine schläft deshalb wieder im Klostergebäude drüben. Ich aber komme jede Nacht hierher, und da treffe ich Verena freilich oft, wie sie im Garten umherirrt, oder lauschend an der Gartenmauer steht und immer wieder die gleiche Melodie, die gleichen Worte singt. Sie hat jede Erinnerung an das, was vorher war, verloren. Kein Name ihrer Vergangenheit ist ihr bekannt; wiederholt machte ich den Versuch, sie an ihre Eltern, an ihre Schwester Clarissa zu erinnern, es war alles vergebens. Jetzt kennt sie nur mich und Schwester Christine und freut sich, wenn wir kommen. Ab und zu spricht sie auch ganz vernünftig über das Gegenwärtige, bis sie dann im erneuten Wahnsinn plötzlich wieder jäh abspringt. — So lebt sie und wird leben, lebendig todt, bis der Herr sie abrufft und ihrer Seele gnädig ist.“ — — Die ehrwürdige Mutter schwieg und lehnte sich in tiefen Gedanken in ihre Ecke zurück. Auch ich blieb stumm. Ich war zu bewegt, um meinen Gedanken Ausdruck zu geben, um so weniger, als die widerstreitendsten Gefühle in mir rege waren. Schönungslos war hier das Glück zweier Menschen in Trümmer geschlagen worden, und diejenige, deren Hand den grausamen Streich geführt hatte, saß neben mir im Augenblicke scheinbar ruhig und unbewegt, nur eine tiefe Wehmuth lag um den feinen Mund, in den sinnend aufgeschlagenen Augen. War sie zu verurtheilen, die ihrer Pflicht Genüge zu thun geglaubt und dabei das Licht der Vernunft in einer jungen schönen Menschenseele für immer in tiefe Nacht gewandelt hatte; oder war Mater Sybilla, die das Beste gewollt und so Entsetzliches herbeigeführt hatte, nicht tief zu befragen?“

„Und was haben Sie weiter von Onkel Julian gehört?“ fragte ich endlich nach langem Schweigen.

Die Priorin fuhr aus ihrem tiefen Sinnen auf. „Julian?“ wiederholte sie. „Er schrieb an mich, nachdem ich Priorin geworden war, was mein Bruder durch den Bischof erfahren haben mußte, einen verzweiflungsvollen Brief. Er beschwor mich, ihn wenigstens über das Schicksal Verena's zu beruhigen.“ Die ehrwürdige Mutter hielt wieder inne. „Und was antworteten Sie?“ fragte ich.

„Verena sei todt,“ erwiderte Sybilla tonlos.

„Das war ja nicht wahr!“ rief ich entsetzt.

Meine Tante sah mich nur mit einem unbeschreiblichen Blicke an und sprach weiter, als hätte sie meinen Ausruf gar nicht gehört. „Verena ist auch für ihre Verwandten todt; ich schrieb es Allen. Der Zufall hätte die Geisteskrankheit der Armen einmal verrathen können, und den Vermuthungen, welche vielleicht über die Ursachen eines derartigen Vorkommnisses aufgetaucht wären, wollte ich vorbeugen; sie erschienen mir der Ehre und Würde des Klosters, dem ich vorstehe, abträglich. Nicht der leiseste Hauch darf, so lange ich lebe, seinen Ruf trüben. — Welchen Zweck sollte auch die Gewißheit des körperlichen Vegetierens der Armen noch für Jemanden haben?“

Ich schauerte unwillkürlich in mich zusammen, so grausam erschien mir in diesem Momente Ton und Inhalt der Rede Sybilla's.

„Julian,“ fuhr die Priorin fort, „hatte Verena durchaus noch einmal sehen wollen; ich verwies ihn in unsere Gruft in der Klosterkirche. Wie Du wissen wirst, verkaufte mein Bruder bald darauf seine Güter und zog fort. Ich habe ihn nicht wieder gesehen.“

„Und Verenas Verwandte,“ fragte ich wieder.

„Der Vater und die verheirathete Schwester Verenas kamen her,“ entgegnete die Priorin zögernd. Die Antwort auf meine letzte Frage war ihr offenbar peinlich. „Ich mußte sie in die Gruft führen. Die Särge sind aber alle einander gleich, und keiner hat

das geringste Abzeichen. Sie beteten bei dem letzten der Särge. Was schadete es! Auch die Nonne, welche in diesem Sarge ruht, hat einen Vater und hat eine Schwester; und des Gebetes bedürfen wir Alle.“

Mir graute in diesem Augenblicke fast vor der Gestalt der Priorin, die jetzt so unheimlich starr neben mir saß.

„Aber das war ja Lüge, nur Lüge,“ stieß ich hervor, unfähig meinen Abscheu zu unterdrücken.

„Meinst Du, daß es mir leicht fiel, Du Thörin,“ erwiderte die Priorin mit unbeschreiblicher Betonung. „Es mußte aber sein! — Es mußte sein,“ wiederholte sie noch einmal, fast wie eine Rechtfertigung für sich.

Ich schüttelte den Kopf. Die Nothwendigkeit der Lüge habe ich niemals begriffen, und doch fragte ich mich wieder, ist diese Frau mehr zu beklagen, als zu verdammen? Die Stimme der Priorin weckte mich aus meinem Sinnen.

„Komm jetzt,“ sagte sie, „es ist spät; Du hast erreicht, was Du gewollt hast, Du kennst das Geheimnis des Klosters. Ich verlange nicht von Dir, daß Du schweigst; Dein Reden würde ja Niemandem mehr nützen.“

„Ich würde auch auf keinen Fall das Versprechen meines Stillschweigens gegeben haben,“ entgegnete ich lebhaft; „ich weiß heute noch nicht, welchen Entschluß ich bezüglich der Mittheilungen, die Sie mir gemacht haben, fassen werde. Ich habe nur die unbestimmte Empfindung, als müßte das Klostergeheimnis noch eine andere, veröhnendere Lösung finden, als sie mir heute wurde.“

Die Priorin richtete sich wie zu einer heftigen Entgegnung auf, ihr dunkles Auge blitzte in beinahe unheimlicher Gluth; doch im nächsten Augenblicke sank sie wie in müder Resignation in sich zusammen. „Ich kann Dich nicht hindern,“ sagte sie dumpf, „aber es ist umsonst, auch Julian ist ja todt!“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht,“ erwiderte ich, durch das Verhalten meiner Tante nicht aus meiner Fassung gebracht. „Vorläufig bitte ich Sie nur um

die Erlaubnis, morgen bei Tage Berena hier aufsuchen zu dürfen."

Ich gestehe, daß es mich trotz des zuversichtlichen Tones, in welchem ich meine Bitte gestellt habe, sehr überraschte, als die ehrwürdige Mutter sie mir mit einem kurzen Kopfnicken ohne weiters gewährte.

"Wie Du willst," sagte sie, "nur wähle Stunden, in welchen die Schwestern im Hause, oder besser noch, in der Kirche sind. Ich wünsche nicht, daß man Dich für alle so unheimlichen Platz hinter der Tazuswand aufsuchen sieht."

Die Priorin gieng noch einmal in das Nebenzimmer, und ich sah, wie sie sich einen Augenblick über die Schläferin beugte, dann schloß die Priorin die Thüren, und wir schritten schweigend dem Kloster zu.

VI.

Schwester Christine sah mich am nächsten Nachmittage mit ganz eigenthümlichen Blicken an, und ich überzeugte mich bald, daß die ehrwürdige Mutter sie von meiner Mitwissenschaft unterrichtet haben mußte; denn als Schwester Christine auf meine Frage, wie lange sie schon im Kloster sei, mir antwortete: "Seit meinem achtzehnten Jahre, und ich zähle bald dreiundfünfzig," und als ich dann weiter bemerkte, daß ich solch ein einförmiges Leben nicht ertragen würde, da sagte sie mit dem ihr eigenen ruhigen Lächeln, während ihr Blick durch das Corridorfenster hinaus die Tazuswand zu suchen schien: "Ach, Fräulein Teresa, man erträgt gar manches, was man erst meint, nicht überwinden zu können. Aber ich bin gern im Kloster, und mir erscheint das Leben hier nicht einförmig. Daß Sie, Fräulein Teresa, sich nicht daran gewöhnen könnten, glaube ich freilich; Sie gleichen einem Ihrer Verwandten, den ich kannte." —

Schwester Christine entfernte sich schnell, von einer Novize zur Oberin berufen, und ich konnte die gute Küchenschwester nicht fragen, in welcher Hinsicht ich Onkel Julian gleichen sollte, denn ich zweifelte nicht, daß Christine diesen gemeint hatte.